

Das „Visionslied“ der Reformierten Kirche Bern-Jura-Solothurn

Déformation professionnelle: Der Hymnologe setzt beim Anblick eines neuen Liedes seine analytischen und vergleichenden Werkzeuge in Aktion, so auch beim „Visionslied“. In diesem Rahmen können natürlich nur exemplarische Befunde in Auswahl mitgeteilt werden. Es beginnt mit formalen Feststellungen. Die Strophe-Refrain-Struktur ist bei neueren Liedern häufig. Gewöhnlich ist der Refrain melodisch und rhythmisch einfacher als die Strophe; das ist hier eher umgekehrt, wohl weil im Refrain das metrisch unregelmäßige Motto zitiert wird. Die Strophenzeilen sind mit 10 bzw. 9 Silben relativ lang. Das bietet mehr Raum, zwingt aber auf der anderen Seite nicht zu einer sprachlichen Verdichtung und Verknappung, die für zeitgenössische Dichtung bezeichnend wäre. Die Verkürzung der letzten Strophenzeile auf 7 Silben kann als formale Beschleunigung auf den Refrain hin gesehen werden, wird allerdings durch den Melodierhythmus neutralisiert, weil die Taktperiodik durchgehalten bleibt. Das alternierende Versmaß in den Strophen, d.h. der regelmäßige Wechsel zwischen betonten und unbetonten Silben, wird an einer Stelle gebrochen oder zumindest geritzt, nämlich in Strophe 2: „wás ins Hérz Gott schréibt“. Das Wort „Gott“ singt sich schlecht auf der unbetonten Silbe, zumal die Melodie an dieser Stelle im doppelten Tempo läuft und den Satz fast zum Zungenbrecher macht. Das Reimschema ist inkonsequent. Die erste Hälfte der ersten Strophe ist ein Kreuzreim aBaB, danach aber sind die jeweils ersten Zeilen der Zeilenpaare nicht mehr gereimt, wodurch eine durch den Anfang gesetzte Formerwartung unerfüllt bleibt.

Ein Zusammenhang zwischen Textmetrum und Melodierhythmus besteht nicht. Der Rhythmus ist musikalisch autonom, allerdings stereotyp und nicht eben phantasievoll. Eher ungünstig sind die Häufungen einerseits von Viertel-, andererseits von Achtelnoten. Ein Tempo zu finden, in dem weder die einen zu träge, noch die anderen gehetzt wirken, ist nicht ganz einfach.

Kommen wir zur Sprache. Sie wirkt an mehreren Stellen gewaltsam ins Metrum gepresst, so bei der schon zitierten Zeile, aber auch mit Füllwörtern wie „uns so anvertraut“ in Strophe 3 oder mit Verkürzungen wie „abzuwehnr“ in Strophe 2. Der Satzbau ist oft inkonsequent, wie gerade der Anfang zeigt: Es beginnt mit einer Infinitivkonstruktion mit „zu“, dann folgen ein Infinitiv ohne „zu“, ein „dass“-Satz, dessen Zuordnung unklar bleibt, und ein Hauptsatz. Freilich hätte die Dichtung solche Freiheiten, aber dann müsste sie mit poetisch-dichterischen Mitteln arbeiten, insbesondere beim Vokabular oder auf der metaphorischen Ebene. Beides ist hier nicht gegeben. Metaphorik sucht man vergebens; das Vokabular besteht aus gängigen Begriffen und Formeln aus der kirchlichen Verlautbarungs- und Erbauungsliteratur der letzten Jahrzehnte. Es ist wie bei Predigten, die man hie und da zu hören bekommt: Alles ist irgendwie richtig, aber alles ist, wie man es eben erwartet. Diese Sprache öffnet keine Räume, spricht emotional nicht an, gehört in den Bereich jener Sprache, an der „die Kirche verreckt“.

Nun könnte auch eine metaphernarme Sprache dichterisch gelungen sein, aber dann müsste sie formal perfekt sein und mit den inneren Beziehungen ihrer Elemente spielen. Das ist hier keineswegs der Fall, sondern wir haben eine mehr oder weniger mühsam in eine nicht gerade originelle Strophenform gebrachte – oder müssen wir sagen: gemurkste – Prosa vor uns, der jede dichterische Souveränität abgeht.

Kommen wir zum Inhalt: Wir „wissen“ (Strophe 4), was zu tun ist. Es sind die inzwischen zu Worthülsen gewordenen Floskeln der 1970er Jahre, die uns einen christlichen Moralcode vermitteln und die Gefahr der Selbstvergewisserung in sich bergen. Wie anders haben das Kurt Marti und Arnim Juhre in „Manchmal kennen wir Gottes Willen“ formuliert! Die im Refrain beschworene „Vielfalt“, die geradezu zur Garantie göttlicher Gegenwart hochstilisiert wird, geht dann freilich in eine andere Richtung. Oder ist Vielfalt nur innerhalb der Grenzen dieser Moral zu verstehen? Nun korrespondiert

der assertorische Gestus ja durchaus mit dem Visions-Motto: „Fragen stellen – Antworten finden – Kirche sein“. Aber dieses Motto ist eben selber auch fragwürdig. Wäre es nicht gerade die Aufgabe und besondere Fähigkeit des Glaubens, mit den unbeantworteten und unbeantwortbaren Fragen leben zu lernen?

Schließlich die Musik. Es ist der Typus des frühen „Neuen Geistlichen Liedes“ aus den 1970er Jahren, periodisch gebaute Korrespondenzmelodik, in der Strophe aus einem einzigen Motiv geformt, das variiert und versetzt wird. Das ist sicher leicht zu lernen – der Refrain allerdings weniger – und entspricht im Prinzip dem „Volkstonprogramm“ um 1800, wo es darum ging, „den Schein des Bekannten zu erregen“. Innovativ ist so etwas sicher nicht, auch wenn es unter dem Etikett „modern“ figurieren mag. Dass der Chorsatz von Parallelführungen und Verdoppelungen wimmelt, mag in diesem Stil üblich sein; schön ist dies trotzdem nicht, zumal die Nähe zur klassisch-romantischen Melodik und Harmonik dann doch wieder zu groß ist, als dass man deren Gestaltungsprinzipien so sorglos missachten könnte. Es scheint heute zu genügen, dass ein Lied ein bisschen nach „Populärmusik“ (was immer man darunter verstehen mag) klingt, um Beifall zu finden.

Summa: Inhaltlich fragwürdig, gestalterisch höchstens mittelmäßig. Wenn die Kirche nichts Besseres zu bieten hat, kann sie ihre Visionen gleich ins Archiv packen.

Andreas Marti